



Schlusszene aus
„Casablanca“

Ein Halt, ein fester Halt – Warum sind Freunde heute wichtiger denn je? Ein Interview mit der Buchautorin Susanne Lang über Kampfgefährten und Seelenverwandte.



INTERVIEW: TOBIAS BECKER

KulturSPIEGEL: Frau Lang, in Ihrem Buch „Ziemlich feste Freunde“ analysieren Sie die Bedeutung von Freundschaft heute. Was halten Sie von der Fußball-Weisheit „Elf Freunde müsst ihr sein“?



Susanne Lang: Oje, der Sepp-Herberger-Mythos. Von wann ist der Spruch noch mal, aus den Fünfzigern?

Vermutlich ist er noch älter.

Das merkt man ihm an. Der Spitzenfußball hat sich sehr verändert seitdem. Fußballprofis sind heute PR-Profis, die sich zu inszenieren wissen: als Individuen, als Stars. Gleichzeitig wissen sie natürlich nach wie vor, dass sie zusammenspielen müssen, um zu gewinnen.

War das denn jemals realistisch: elf Männer, die alle miteinander befreundet sind?

Ich bin – anders als die Kanzlerin – ja nicht in der Kabine dabei, aber von außen wirkt es, als seien bei der deutschen Nationalmannschaft zumindest die Bayern-Spieler auch befreundet. Heute noch. Wahrscheinlich sind sie Frollegen, wie man neudeutsch sagt.

Wie sagt man?

Frollegen. Eine Mischung aus Kollegen und Freunden. Das ist ein Trend auch in anderen Berufen. Im kreativen Milieu teilen sich befreundete Freiberufler die Büroräume, wenn sie nicht sogar zusammen Projekte auf die Beine stellen. Aber auch Angestellte gehen nach Feierabend gemeinsam ein Bier trinken. Teilweise wissen sie mehr voneinander als von ihren Lebensgefährten zu Hause.

Wie schrecklich.

Einerseits ja. Andererseits sind Menschen, die am Arbeitsplatz einen Kollegen zum Freund haben, um 40 Prozent zufriedener mit ihrer Arbeit, sagt der Organisationspsychologe Francis Flynn. Ich habe schon oft von Leuten gehört, dass es ihnen schwerfällt, lange in Elternzeit zu gehen, weil sie die Kollegen vermissen. Oder dass sie zögern, den Arbeitsplatz zu wechseln, weil sie sich in ihrem Team so wohlfühlen. Private und berufliche Sphären vermischen sich immer mehr, das sehen wir sehr gut in den sozialen Netzwerken.

Wie viele Facebook-Freunde haben Sie?

Ich glaube 320. Dazu gehört meine beste Freundin, aber auch manch ein Kollege. Und sogar der eine oder andere, den ich gar nicht persönlich kenne.

Das heißt: Wenn ich Ihnen nach dem Interview eine Freundschaftsanfrage schicke, um beruflich mit Ihnen in Kontakt zu bleiben, dann nehmen Sie die unter Umständen an?

Unter Umständen, ja (*lacht*).

Ist Freundschaft, die im Dienste einer Sache steht, denn wirklich Freundschaft?

Es gibt verschiedene Arten von Freundschaft. Schon Aristoteles hat Nutz-, Lust- und Tugendfreunde unterschieden. Tugendfreunde verkörpern die höchste Form der Freundschaft: Sie lieben sich „um ihres Wesens willen“, wie er schreibt. Lustfreunde teilen Leidenschaften für schöne Dinge oder Hobbys: Sie haben Spaß an gemeinsamen Beschäftigungen. Und Nutzfrende sind befreundet, weil sie sich gegenseitig helfen, weil sie voneinander profitieren.

So wie Profifußballer bei einem Sieg?

In gewisser Weise, ja. Noch eher entspricht Aristoteles' Nutzfrendenschaft dem, was wir heute netzwerken nennen. Man muss das gar nicht auf Karriere beziehen. Nehmen Sie den Bekannten, der ein unglaublich begabter Fahrradschrauber ist: Den halten Sie sich warm, indem Sie ihm etwas Gutes tun, das Sie gut können. Die freundschaftliche Komponente besteht dann darin, dass jeder dem anderen hilft.

In der Fußball-Weisheit wirkt Freundschaft wie ein heroisches Projekt: die Fußballer als Kameraden, die einander beistehen müssen.

Als Kampfgefährten, ja. Historisch betrachtet hat Freundschaft einen heroischen Kern. Wenn wir zurückschauen, in die Antike, dann war der Freund oft derjenige, mit dem man Abenteuer überstanden hat, der einem das Leben gerettet hat. Das schwingt in diesem Spruch „Elf Freunde müsst ihr sein“ mit. Aus den Abenteuern von damals sind heute Fußballspiele geworden. Oder berufliche Projekte.

Was suchen wir bei echten Freunden?

Einen Halt. In unserer Multioptionsgesellschaft haben wir immer mehr Wahlmöglichkeiten. Da hilft es, sich mit jemandem zu beraten. Oder sich sogar an jemandem zu orientieren, der einem eine Möglichkeit vorlebt. Der Freund ist dann eine Art Anker. Aber ich meine das mit dem Halt nicht zwingend so überhöht. Das kann auch relativ banal sein. Wir suchen Begleitung im Alltag. Geselligkeit. Man unterschätzt das ja immer: Einsamkeit kann ein großes Problem sein.

Gegen Einsamkeit helfen nicht nur Freunde, sondern auch Bekannte. Was macht den Unterschied?

Mit einem Freund rede ich offener über Probleme. Ich spiele weniger, ich bin mehr ich selbst. Der Soziologe Georg Simmel hat das die soziale Technik des Geheimnisses genannt. Die Frage ist: Wem erzähle ich was? Wem zeige ich wie viel von mir? Wie viel Schwäche? Wir vertrauen nicht jedem alles an.

Freunde wissen, ob ich eine Affäre habe? Oder Schulden? Oder ob ich meine Examensarbeit gefälscht habe?

Ja, zumindest in graduellen Abstufungen: Je besser der Freund, desto mehr weiß er. Aber es geht gar nicht unbedingt nur um

Geheimnisse, die gewahrt oder geknackt werden können. Freunde wissen um die Persönlichkeit des anderen. Es gibt zum Beispiel viele Menschen, die sich nicht gern im Krankenhaus besuchen lassen. Das heißt: nicht von jedem. So malade und ungeschminkt, wie sie dort liegen, wollen sie nicht von jedem gesehen werden. **Eine ganze Fußballmannschaft will ich nicht an meinem Krankenbett haben.**

Einen engen Freund aber vermutlich schon. Enge Freundschaft ist exklusiv. Denn Intimität entsteht erst, wenn die Bühne der Selbstdarstellung verlassen wird.

Wie alt ist das Ideal inniger Freundschaft?

Älter als das der romantischen Liebe. Bis heute prägend ist eine Schrift aus dem 16. Jahrhundert: Michel de Montaignes Essay „Von der Freundschaft“. In ihm steckt der Wunsch nach einem Gegenüber, mit dem man seelenverwandt ist: nach einem Menschen, der einen besser versteht als man sich selber. Nach einer Freundschaft, die über den Tod hinaus hält.

Montaigne schreibt über einen Freund, der tot ist.

Ja, deshalb kann er die Freundschaft zu ihm auch so stark mit Projektionen aufladen. Die Zweier-Freundschaft ist ja ein Konstrukt wie die romantische Liebe. Beide folgen einem ähnlichen Mechanismus: einer Selbstspiegelung im Grunde. Der andere ist seelenverwandt mit mir. Er ist auserwählt – und ich bin es auch.

Das hat etwas Narzisstisches.

Im Kern geht es nicht um den anderen, es geht um einen selber: Man hätte gern einen Menschen, der einem ähnlich ist. Diese Sehnsucht wird in vielen Gedichten, Romanen und Filmen durchgespielt. Bis heute.

Oft heißt es, das 18. Jahrhundert sei das Zeitalter der Freundschaft. Wieso? Nur wegen der beiden Buddys Goethe und Schiller?



Nicht nur. Auch Gleim, Hölderlin und Schleiermacher – um nur die Bekanntesten zu nennen – waren glühende Verfechter der Freundschaft. Sie schufen einen regelrechten Freundschaftskult und überhöhten die immer noch recht neue Beziehungsform in Briefen, Balladen, Theaterstücken.

Wieso war Freundschaft ihnen so wichtig?

Das hat einen soziologischen Hintergrund: Die starre Ständordnung des Barock löste sich auf, die Menschen durften und mussten sich ihren Platz in der Gesellschaft selbst suchen. Die Individualisierung begann also, und dazu passte Freundschaft: Es ist eine Beziehungsform, die frei gewählt ist und die dennoch emotionale Sicherheit bietet.

Heute hat der Prozess der Individualisierung einen Höhepunkt erreicht. Was heißt das für unsere Freundschaften?

Das heißt, dass wir Freunde dringender brauchen denn je. Die Möglichkeiten, etwas aus seinem Leben zu machen, sind enorm gestiegen – die Möglichkeiten, aber auch das Überforderungspotenzial. Wir sind mobiler denn je, wechseln Wohnorte und Arbeitsplätze und Lebenspartner. Gleichzeitig verändert der Familienbegriff sich rapide, nicht nur wegen Patchwork-Eltern, auch wegen Adoptionen, Samenspenden, Leihmutterchaften, künstlichen Befruchtungen. Blut ist nicht mehr dicker als Wasser.

Im Untertitel Ihres Buches heißt es, der Freundeskreis sei heute die bessere Familie. Hat sich Freundschaft der Familie angenähert – oder Familie der Freundschaft?

Eher die Familie der Freundschaft, im positiven wie im negativen Sinne. Vor 50 Jahren war eine Familie quasi nicht auflösbar, heute schon. Die Verbindung zu Ehepartnern, zu Eltern und zu Geschwistern ist kündbar, ähnlich wie die Verbindung zu Freunden. Das bedeutet einen Verlust an Verbindlichkeit, an Verlässlichkeit. Gleichzeitig hat sich aber auch der Umgang innerhalb der Familien verändert: Er ist freundschaftlicher geworden, vor allem der Umgang zwischen Eltern und Kindern.

Aber können Freunde wirklich die bessere Familie sein? All das, was Familien heute das Leben schwermacht, belastet doch auch Freundschaften: häufigere Jobwechsel, Umzüge, Scheidungen. Mit dem Ex-Partner gehen auch dessen Freunde.

Das stimmt alles, aber: Die Wahrscheinlichkeit, dass man neue Freunde findet, ist groß. Neue Geschwister oder neue Eltern gibt es nicht.

Finden Erwachsene wirklich noch einfach neue Freunde?

Na ja, nicht mehr so einfach wie als Kinder oder Jugendliche. Die US-Soziologin Marla Paul spricht sogar von einer Krise der Freundschaft zwischen 30 und 40. In dem Alter ist man beruflich sehr eingespannt, hat also weniger Zeit, jemanden kennenzulernen, als noch im Studium oder gar in der Schule. Hinzu kommt, dass man nicht mehr so wahnsinnig offen ist wie als junger Mensch. Man lässt sich nicht mehr so leicht auf jemand anderen ein.

Stattdessen liest man Wolfgang Herrndorfs Jugendroman „Tschick“ oder lauscht der Hörspielreihe „Die drei ???“, auch wenn man längst erwachsen ist. Liegt das daran, dass diese Geschichten eine Freundschaftsnostalgie bedienen?

Das würde ich für mich sofort unterschreiben. Die Sehnsucht nach Jugendfreundschaften ist groß. Die waren zwar sicher nicht so golden, wie man sie im Nachhinein zeichnet, aber sie waren leichter lebbar als Freundschaften heute. Man hat den Freund automatisch jeden Tag gesehen, in der Schule, und sich nachmittags noch mal mit ihm verabredet. Das hat diese Freund-

schaften besonders gemacht. Und es erklärt auch, wieso man die Freunde von damals so unbedingt behalten will. Man ist sich sehr vertraut.

Hat das bei Ihnen geklappt?

Ja, ich habe noch ein paar alte Schulfreunde, die ich am Gymnasium kennengelernt habe. Einer ist inzwischen auch nach Berlin gezogen, das macht es einfacher.



Was ist denn Ihr Lieblingsroman über Freundschaft?

Ich habe einen Lieblingsfilm: „Sommer vorm Balkon“ von Andreas Dresen. Die geschilderte Frauenfreundschaft zwischen Katrin und Nike übersteht alle Widrigkeiten: eine neue Liebe, Arbeitslosigkeit, einen Alkoholentzug. Die Freundschaft hält, auch wenn sich wichtige Lebensumstände ändern. Das ist total schön. **Und alles andere als selbstverständlich. Freunde können uns einfach verlassen. Jederzeit. Sie sind uns nichts schuldig: nicht rechtlich wie Familienmitglieder, nicht einmal moralisch wie Liebespartner.**

Sie müssen sich nicht mal rechtfertigen, das stimmt. Bei Beziehungen spricht man sich wenigstens aus, wenn sie enden. Freundschaften enden manchmal unausgesprochen.

Sind Freundschaften dadurch nicht extrem fragil, viel fragiler noch als moderne Familien?

Schauen Sie sich an, wie viele Geschwister bis aufs Blut verkracht sind. Oder auch Eltern und ihre Kinder. Ich würde nicht sagen, dass das das bessere Konzept ist. Im Gegenteil, ich bleibe dabei: Freundschaften passen besser in unsere Zeit. Auch wenn es hart ist. Starre Beziehungsgefüge halten unserer Zeit nicht stand. Sie sind oft einfach nicht mehr lebbar.

Aus welchen Gründen zerbrechen Freundschaften?

Arbeitslosigkeit ist oft ein Problem: die Scham, nicht mehr auf Augenhöhe zu sein mit dem anderen.

Dabei braucht der Arbeitslose den Freund doch umso dringender.

Schon, aber wenn die Lebensumstände sich zu weit voneinander entfernen, haben Freundschaften es immer schwer. Die Probleme, die man hat, sind einfach besser teilbar, auch mitteilbar, wenn das Gegenüber ähnliche Lebensumstände hat. Das ist ganz ähnlich bei der Geburt von Kindern. Auch mein Freundeskreis hat sich verändert, als ich vor drei Jahren zum ersten Mal Mutter geworden bin. Mit manchen Freunden ist es schwieriger geworden, aus verschiedenen Gründen: weil ich nicht mehr so viel Zeit

habe. Weil sie sich auch Kinder wünschen und es nicht so gut vertragen, mich mit Kindern zu sehen. Weil sich meine Interessen verlagert haben.

Anknüpfend an Montaigne: Sie fühlen sich nicht mehr so erkannt in Ihrer Persönlichkeit, nicht mehr seelenverwandt.

Das ist ein Punkt, mit Sicherheit. Ich finde es auch manchmal schrecklich, aber man spricht natürlich plötzlich ständig über Kinder. Das ist dann manchmal nicht mehr so anschlussfähig. Das heißt: für manche nicht, für andere schon. Durch die Kinder habe ich auch neue Freunde gewonnen – und alte Freundschaften wiederbelebt: zu Menschen, die schon vor mir Kinder hatten. Mit denen kann ich dann schon mal gemeinsam stöhnen: Oh Gott, ist das schrecklich, dass wir uns nur noch über Kinder unterhalten.

In dem Sachbuch-Bestseller „Digitale Demenz“ hat der Psychiater Manfred Spitzer 2012 behauptet, unsere soziale Kompetenz leide unter der intensiven Nutzung sozialer Netzwerke. Was bedeuten Facebook und Co. für unsere Freundschaften?

Ach, ich mag solch einen Pessimismus nicht. Zunächst einmal ist es doch so, dass Facebook uns die Pflege unserer Freundschaften erleichtert: Wir vergessen keinen Geburtstag mehr. Was ich kritischer sehe, ist die steigende Selbstinszenierung. Manche Mädchen und jüngere Frauen kultivieren ihre Freundschaften über Facebook auf eine extreme Art. Sie posten permanent Fotos, auf denen sie sich umarmen oder küssen, nur um zu zeigen: Das ist meine allerallerbeste Freundin. Facebook ist eine Bühne, auf der Freunde zum Statussymbol werden. Zumal es dort auch auf die Anzahl der Freunde ankommt: Je mehr ich habe, desto angesehenere bin ich.

Aber ist das Problem nicht im Kern nur ein Problem des Namings? Wenn Facebook das nicht Freunde nennen würde, sondern Kontakte, würde niemand darüber diskutieren.

Stimmt, das glaube ich auch. Interessant ist: In den USA heißt es Friends, und das ist so unpassend nicht. Das kommt der Realität dessen, was auf Facebook geschieht, schon recht nahe. Problematisch ist erst die Übersetzung ins Deutsche: Der Begriff Freund bezeichnet eine etwas innigere Beziehung als der amerikanische Begriff Friends.

Ob nun Friends oder Freunde: Sind sie durch Facebook, Twitter und Co. nicht eventuell sogar wichtiger denn je?

Wie meinen Sie das?

Freunde geben uns nicht mehr nur emotionalen Halt, sondern auch Halt im Informationsdschungel. Wir lesen die Texte, die unsere Freunde für uns verlinken.

Vielleicht schreiben deshalb so viele Journalisten schlecht über Facebook (*lacht*). Aber es stimmt: Die Technik hat den großen Medienmarken ein wenig die Weltdeutungshoheit genommen – und sie unseren Freunden gegeben.



Susanne Lang: „Ziemlich feste Freunde. Warum der Freundeskreis heute die bessere Familie ist“. Blanvalet; 192 Seiten, 16,99 Euro.